

Kathrin Ottovay

I got a brain in there!

›Gesund essen‹ im Spannungsfeld von Selbstermächtigung und Aktivierungsimperativ. Ein britisches Fallbeispiel

Zusammenfassung

Dieser Beitrag diskutiert die Politik der Ernährungserziehung im Spannungsfeld von Ermächtigung und Disziplinierung. Basierend auf einer explorativen qualitativen Forschung im nordenglischen Rotherham – bekannt gewordenen durch den als »Fritten-Revolte« bezeichneten Boykott des vom TV-Koch Jamie Oliver eingeführten gesunden Schulessens – fragt er danach, wann und warum Menschen die ›Botschaften‹ verhaltenspräventiver Ernährungserziehung aufgreifen und sie als sinnhafte deuten – und wann und warum nicht. Dabei spürt er den sozialpolitischen Dimensionen des Paradigmas der Eigenverantwortung in den aktuellen gesellschaftlichen Auseinandersetzungen um ›gesunde Ernährung‹ nach und argumentiert, dass jene Ernährungsbotschaften nicht als ›neutrale‹ gesendet und empfangen werden. Vielmehr wird deutlich, dass in jenen Auseinandersetzungen um das ›richtige‹ Essen Erfahrungen von Umbrüchen in der gesellschaftlichen Produktions- und Lebensweise und ihren sozialen Widersprüchen bearbeitet werden – von ›oben‹ wie von ›unten‹.

1. Das Waterloo der ernährungsbezogenen Gesundheitsförderung?

Dieser Beitrag möchte den sozialpolitischen Dimensionen des Paradigmas der Eigenverantwortung in den aktuellen gesellschaftlichen Auseinandersetzungen um ›gesunde Ernährung‹ nachspüren. Mit Blick auf ein britisches Fallbeispiel werde ich argumentieren, dass in diesen Auseinandersetzungen um das ›richtige‹ Essen Erfahrungen von Umbrüchen in der gesellschaftlichen Produktions- und Lebensweise und ihren sozialen Widersprüchen bearbeitet werden – von ›oben‹ wie von ›unten‹. Essen wird dabei zu einem Modus, in dem soziale Ungleichheit thematisiert, repräsentiert und adressiert wird. Das britische Fallbeispiel, von dem ich hier sprechen werde, ist auch in Deutschland wohlbekannt: Es ist das nordenglische Rotherham, einst wichtiger Kohle- und Stahlstandort, seit 2006 berühmt-berüchtigt durch die »Fritten-Revolte«

(Rolff 2006). Hier hatten Mütter die vom Fernsehkoch Jamie Oliver initiierte gesunde Schulspeisung sabotiert, indem sie Kinder durch den Schulzaun mit Essen von einer Imbissbude versorgten. Der Fall rief international ungläubiges Amüsement oder Entsetzen hervor: Rotherham symbolisiert gewissermaßen das Waterloo für jene, die den Kampf für gesunde Ernährung als Beitrag zu einer Verringerung sozial bedingter gesundheitlicher Ungleichheit verstehen.

Ich möchte hier einen anderen Blick auf den ›Fall Rotherham‹ und die Wellen, die er schlug, ermöglichen. Nicht erst die Geschehnisse am Schulzaun in Rotherham verweisen auf ein altbekanntes Dilemma von Interventionen im Namen der Gesundheit: Sie treten häufig als ›Ermächtigung von oben‹ an. Ist also die der Gesundheitsförderung verschriebene Ernährungserziehung¹ Ermächtigung oder Disziplinierung? In der Auseinandersetzung mit meinem Material aus einer explorativen ethnographischen Forschung in Rotherham werde ich mich dieser Frage anders nähern: Am Beispiel des ›Falls Rotherham‹ werde ich argumentieren, dass kritische Gesundheitsforschung die gesellschaftliche Verfasstheit des Spannungsfelds zwischen Ermächtigung und Disziplinierung in den Blick nehmen muss, um zu verstehen, inwiefern die sogenannten »messages« der verhaltenspräventiv ausgerichteten Ernährungsaufklärung und -erziehung nicht als ›neutrale‹ gesendet und empfangen werden. Fett und Zucker vermeiden, fünf Portionen Obst und Gemüse am Tag essen, selbst kochen anstatt so genanntes Fast oder Convenience Food konsumieren – diese Botschaften sind seit einigen Jahren im britischen Alltag omnipräsent. Die mittlerweile nach Deutschland importierte Kampagne »5aDay« transportiert sie ebenso wie zahlreiche Fernsehformate. Auch die in Rotherham an einer Schnittstelle von Sozialer Arbeit und gesundheitlicher Prävention tätigen kommunalen Food Worker arbeiten an ihrer Verbreitung. Diese Botschaften emergieren aus den in Großbritannien besonders alarmiert geführten Debatten um eine »Ernährungskrise« und eine »Übergewichtsepidemie« (zur Diskussion vgl. Schmidt-Semisch und Schorb 2007). Gegen das Argument einer gesundheitsförderlichen Evidenz dieser Botschaften werde ich einen Perspektivwechsel vornehmen: Ich schlage vor, ihre sozialpolitische Einbettung herauszuarbeiten und zugleich in einer Perspektive auf das alltägliche ›Mit-ihnen-Umgehen‹ die Deutungen, Aneignungen, Umarbeitungen oder Zurückweisungen solcher Botschaften als situiert und

1 Da sich der englische Begriff der »healty eating promotion« nicht treffend übersetzen lässt und der deutsche Begriff der Erziehung deren Aufträge und Techniken durchaus abdeckt, werde ich im Folgenden von Ernährungserziehung sprechen.

kontextspezifisch zu verstehen – und damit auch als eingewoben in umkämpfte Subjekt- und Klassen(re)formierungsprozesse.

Damit greife ich die längst nicht mehr neue Kritik an verhaltenspräventiver Ernährungserziehung auf, sie blende durch eine individualisierende Konzeption von Wahl die soziale Bedeutung von Essenspraxen aus. Insbesondere Pierre Bourdieus Theoretisierung von Schmecken und Essen als sinnlich-sozialer Praxis, in der Klasse, Geschlecht und kulturelle Identifizierung ›geschehen‹, steht dieser Kritik Pate. Bourdieus Begriff des Habitus, als Vermittlungsinstanz zwischen sozialer Position und Perspektive, ermöglicht es, das Schmecken – im Wort- wie im übertragenen Sinn – nicht als bloße individualisierte Vorliebe oder Abneigung zu begreifen. Vielmehr muss der Geschmack als Moment körpergewordener Ungleichheit und damit auch von verinnerlichter Klassengeschichte verstanden werden: Der Habitus ist »das mittels Inkorporierung individualisierte Kollektiv bzw. das mittels Sozialisation ›kollektivierte‹ biologische Individuum« (Wacquant 2006: 39). Bourdieu (1982) analysiert in seinen Studien die gesellschaftlichen Auseinandersetzungen um die Deutungshoheit über den »guten Geschmack« und eine »legitime Kultur« als symbolische Klassenkämpfe. Vor diesem Hintergrund verweist Eva Barlösius (1999: 225) darauf, dass Ernährungsaufklärung einen »Ess-Stil nicht nur als ›unrichtig‹ abstempelt, weil er nicht dem aktuellen Ernährungswissen entspricht, sondern zudem, ohne dass dies ihre bewusste Absicht ist, ihn auch kulturell entwertet und damit in den Prozess der sozialen Differenzierung eingreift.«

Ebenfalls in Rekurs auf Bourdieus Habituskonzept hinterfragt Lucy Aphramor (2005: 315) die Normativität der gängigen Programme zu gesunder Ernährung und gesundem Gewicht und kritisiert, die sozial situierte gelebte Erfahrung von Körperlichkeit und Geschlechtlichkeit in einer durch Ungleichheit strukturierten Welt gerate hier aus dem Blick. Dadurch, so schließen Megan Warin et al. (2007: 108) an, müsse schließlich unverstanden bleiben, warum Menschen möglicherweise Angebote nicht annehmen, die doch als unumwunden ›gut für sie‹ gelten, etwas ablehnen, was sie doch ›ermächtigen‹ soll: »When parents (and mothers in particular as primary care givers) show a lack of support for healthy eating practices, one needs to address issues of identity and authority that may be unwittingly undermined by the very health promotion initiatives that are designed to assist them.«

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen machte ich lokale Erzählungen über ›gesundes Essen‹ und den alltäglichen Umgang mit den umkämpften Botschaften und Praxen der Ernährungserziehung zum

Gegenstand einer explorativen Forschung in Rotherham: Wie wird ›gesund essen‹ in der lokalen Konfiguration Rotherham ›gemacht‹, wie wird hier ›gesundes Essen‹ als ein sinnhafter ›Gegenstand‹ in alltäglicher Praxis hergestellt? Mit welchen sozialen und kulturellen Bedeutungen sind Essenspraxen und ihre Veränderung aufgeladen, und wie wird dabei Essen und Schmecken zum Scharnier zwischen Selbst und der Transformation von Arbeits- und Lebensweisen? Die Auswertung meines Materials aus teilnehmender Beobachtung in Projekten der Ernährungserziehung, zehn aufgezeichneten Interviews (mit einerseits professionell und ehrenamtlich in der Ernährungserziehung Tätigen, sowie andererseits mit Frauen und Männern, die als deren AdressatInnen gelten), einer Gruppendiskussion mit Praktikerinnen der Ernährungserziehung sowie zahlreichen weiteren Gesprächsnotizen ist noch nicht gänzlich abgeschlossen. Dennoch werde ich hier auch anhand von Fragmenten meines Materials diskutieren, inwiefern Ernährungserziehung in Rotherham in einem Spannungsverhältnis von Ermächtigung und Disziplinierung zu verorten ist.

2. Ermächtigung oder Disziplinierung?

Ermächtigt oder diszipliniert Ernährungserziehung? Und umgekehrt: Ist Widerstand gegen ›gesunde Ernährung‹ Selbstermächtigung oder Selbstzerstörung? Im Folgenden wird mich die Frage nach dem komplexen Spannungsverhältnis zwischen Selbstermächtigung auf der einen Seite und den Anforderungen von Aktivierung und Eigenverantwortung, als den »Schlüsselkategorien einer neuen Sozialpolitik« (Urban 2004: 468), auf der anderen Seite begleiten. Dieses Spannungsverhältnis zwischen ›Begehren nach‹ und ›Zwang zu‹, von Wollen und Sollen wird häufig einseitig aufgelöst: Verstehen die einen die unter ›gesunde Ernährung‹ rubrizierten Projekte und Programme als direkt oder indirekt ermächtigend, kritisieren andere sie als Sozialtechnologien bzw. neue Regierungstechniken. Obgleich sich auch die Praxis der Ernährungserziehung seit der Deklaration der Ottawa Charta 1986 zunehmend einem ganzheitlichen Ansatz von Gesundheitsförderung und damit auch der Lebensweltorientierung verpflichtet sieht, stehen nach wie vor auf individuelle Verhaltensänderung zielende Interventionen im Kontext von Übergewichtsprävention im Vordergrund – und damit auch ihre Effekte individueller Responsibilisierung (vgl. Duttweiler 2008). Gesundheitsförderung und Gesundheitsforderung sind eng verschwistert, und damit bleibt das in den 90er Jahren unter dem Stichwort »Doppelcharakter« von Prävention und Gesundheitsförderung« (Trojan 1995: 132) diskutierte Dilemma weiterhin kontrovers. Insbesondere

die Praktiker/-innen betonen, dass Ernährungserziehung sozial Benachteiligten Werkzeuge zur Selbsthilfe bereitstellt, mit denen eine Bresche in die sozial bedingte Ungleichheit von Gesundheit geschlagen werden könne. Die meist pauschal formulierte Kritik an ihrer Praxis muss den Akteuren insofern als eine aus dem akademischen Elfenbeinturm, wenn nicht gar als zynisch erscheinen. Inwiefern ihrerseits die Veränderung von Ernährungsgewohnheiten als eine Empowerment-Strategie verstanden werden kann, wird unterschiedlich akzentuiert: Stellen manche Ansätze die Prävention von Übergewicht und ernährungsmitbedingten Krankheiten als das sine qua non in den Vordergrund, betonen andere das Lernziel der so genannten Food Literacy. Das Erlangen von ›Ernährungskompetenz‹ wird hier als Ressource für gesellschaftliche Teilhabe diskutiert, mal stärker als eine gegen die Entfremdung von Lebens-Mitteln gerichtete sinnliche Wiederaneignung verstanden, mal stärker als Erziehung zum mündigen Konsum. Die Kritik an verhaltenspräventiver Ernährungserziehung hingegen richtet den Blick auf die normierenden, abwertenden und bisweilen direkt repressiven Momente solcher Umerziehungsmaßnahmen: »Immer dann, wenn Erziehung und Bildung sich zu Akteuren einer ernährungsbezogenen Gesundheitsförderung machen, werden sie oft genug bereitwillig zu unkritischen Vollstreckern ernährungsmedizinischer Normierungsprozeduren, bei denen die ansonsten hochgehaltenen partizipativen Maximen plötzlich verschwunden sind.« (Rose 2009: 291) Solche Interventionen richten sich meist nicht nur auf Ernährungsgewohnheiten, sondern auf ganze Lebensweisen. Denn Ernährungserziehung transportiert eine (klassen-) spezifische Vorstellung vom »guten Essen und Leben« (Barlösius 1999: 224f). Ein mit frischen Zutaten und vor allem selbst gekochtes (Familien-)Mahl wird nicht nur zum Kennzeichen einer gesunden Diät. Wer »gut isst«, hat auch teil am zeitgemäßen »guten Geschmack« und repräsentiert eine respektable, individuell wie gesellschaftlich verantwortungsvolle Selbstführung. Umgekehrt gelten etwa Burger und Pommes, Tiefkühl- und Mikrowellen-gerichte zunehmend als unkultiviert, und werden medial als Symbole für Disziplin- und Geschmacklosigkeit verhandelt. Die Debatte um die »Übergewichtsepidemie« kreuzte sich sowohl in Großbritannien wie auch in Deutschland mit der um die *underclass* bzw. eine »neue Unterschicht«. Dabei verankerte sich im Alltagsverstand, dass die »Volkskrankheit«, bisweilen gar »Volksseuche« Adipositas vor allem insofern eine solche Volkskrankheit ist, als sie eine Krankheit der Plebs ist. Der dicke Bauch gilt heute als Unterschichtenphänomen – und »nicht Armut ist das Hauptproblem der Unterschicht. Sondern der massenhafte Konsum von Fast Food und TV.« (Nolte 2003) ›Abweichendes‹ Ernäh-

rungsverhalten wird zum Symbol einer selbstverschuldeten Armut: Die medialen Bilder jener ›unwürdigen Armen‹, die ihre Sozialleistungen in Süßigkeiten investieren und ihre Kinder dick und krank füttern, scheinen ein Scheitern des Wohlfahrtsstaates zu belegen und werden zur Legitimation für dessen Um- bzw. Rückbau herangezogen (Kessl 2005). Demgegenüber markiert das selbst zubereitete Essen die Mühen einer Selbstmobilisierung, an der sich ›würdige‹ von ›unwürdigen Armen‹ scheiden lassen.

Hier schließt der zweite Aspekt an, der bei einer Gleichsetzung von Ernährungsinterventionen mit Ermächtigung ins Hintertreffen gerät. Im sozialpolitischen Paradigma der britischen wie deutschen Neuen Sozialdemokratie ist die Aktivierbarkeit der Subjekte – ihre ›Forderbarkeit‹ – zum Prüfstein für ihre ›Förderungswürdigkeit‹ geworden. Programmatisch wurden durch die Neue Sozialdemokratie die Weichen dafür gestellt, in diesem Sinne die soziale Bringschuld umzukehren (Lessenich 2003): Nur wer sich lernwillig und flexibel zeigt, darf soziale Rechte beanspruchen. Auch die Ausrichtung von Gesundheitsinterventionen am Paradigma von Aktivierung und Eigenverantwortung (Schmidt 2008) ist jenen Strukturprinzipien neoliberalen Regierens verschrieben, welche sich die Neue Sozialdemokratie zu Eigen gemacht hat: einer Naturalisierung des Gesellschaftlichen und einer Individualisierung von Verantwortung. Die aktuelle Konjunktur verhaltenspräventiver, meist zeitlich befristeter Projekte und groß angelegter Kampagnen mit der Zielgröße Selbstmobilisierung geht einher mit einem staatlichen Rückzug aus sozialpolitischer Verantwortung, mithin also von Verhältnisprävention mit Blick auf die Ursachen gesundheitlicher Ungleichheit. Mit der Rhetorik von Eigenverantwortung wird dabei, an die Forderungen der Neuen Sozialen Bewegungen nach Selbstbestimmung anknüpfend, Zustimmung organisiert für den Rück- und Umbau des Sozialstaates, der vom Ausbau des Niedriglohnssektors flankiert wird: »Moderne Sozialdemokraten wollen das Sicherheitsnetz aus Ansprüchen in ein Sprungbrett in die Eigenverantwortung umwandeln«, heißt es in der Programmatik von Schröder und Blair (1999). Die Subjektpositionen sollen so auf die »Paradoxien der riskanten Freiheit« (Demirovic 2001: 63) eingestellt und der Erwartungshorizont mit einer neuen Normalität der Prekarisierung von Beschäftigungs- und Lebensverhältnissen in Einklang gebracht werden, welche die Subjekte zwingt, »ihre Individualität als ein Kreuz zu tragen« (Castel 2000: 412). Adolphs und Karakayali (2009) sprechen in diesem Zusammenhang von einer spezifischen »Doppelstruktur von Aktivierung und Passivierung im Neoliberalismus«.

Prominente Kritik an verhaltenspräventiven Gesundheitsinterventionen kommt aus den Reihen der an Foucaults Machtanalytik anschließenden Gouvernamentalitätsstudien. Der Empowerment-Gedanke, argumentiert hier Ulrich Bröckling (2003: 325f), sei seines hehren Anspruches zum Trotz nichts weiter als eine Strategie, um anstatt »die Wurzel der Ohnmacht zu erforschen, (...) die verbleibenden Machtquellen freizulegen«. Zwar werde niemand dafür in die Schuld genommen, am Boden zu liegen, aber sehr wohl dafür verantwortlich gemacht, selbst wieder hochzukommen. Verhaltensprävention verbinde repressive Herrschaftstechniken mit der Mobilisierung von Selbsttechnologien, wodurch schließlich die Differenz von Wollen und Sollen erlösche. Die Gouvernamentalitätsstudien unterstreichen in ihren Arbeiten das »Paradoxon aller Subjektivierung«, bei dem die Hervorbringung des Subjekts mit seiner Unterwerfung, also seine »gesellschaftliche Zurichtung und Selbstkonstitution in eins gehen« (Bröckling 2002: 177). Doch in der Verabsolutierung dieser Gleichzeitigkeit werde dabei letztlich, so setzt die Kritische Psychologin Christina Kaindl (2008) dagegen, »der fragile Zusammenhang von gesellschaftlicher Bestimmtheit und subjektiver Bestimmung zu Gunsten des Moments der Bestimmtheit zurückgenommen. Da der zu Grunde liegende Subjektbegriff die Konstitution der Subjekte in den gesellschaftlichen Anforderungen und Anrufungen verortet, lässt sich das Verhältnis der Subjekte zu den Anforderungen analytisch kaum trennen.« Dadurch kann im Paradigma der Gouvernamentalitätsstudien die Frage nicht gestellt werden, warum und unter welchen Bedingungen Menschen »wollen, was sie sollen« – und eben auch: wann und warum nicht. Denn es gerät aus dem Blick, von welcher Position aus und mit welcher Perspektive Subjekte mit jenen gesellschaftlichen Anforderungen »zu tun haben« und sich auf sie ihren je eigenen »Reim machen«. So würde ein gouvernamentalitätstheoretisch geleiteter Zugriff auf mein Forschungsmaterial es nicht ermöglichen, nicht nur die »Koinzidenz von Er- und Entmächtigung aufzudecken, sondern das Ineinander von freisetzenden und Zwangsmomenten analytisch auseinander zu legen« (Langemeyer 2007:232).

Ich möchte ein Beispiel aus meinen Interviews für die Notwendigkeit geben, ein solches analytisches Auseinanderlegen zu entwickeln. Wendy, die ihre beiden Kinder mit der Unterstützung von Sozialleistungen großzieht und sich mittlerweile ehrenamtlich in Ernährungserziehungprojekten engagiert, beschreibt die Erfahrungen ihres ersten Kochkurses, der sie zu maßgeblichen Veränderungen in ihrem Leben angestiftet hat:

Wendy: It was advertised in Children's Centre, you know, ›if you want to do a healthy Cook and Eat 6 week course...‹, and all this. That's when I thought: ›yeah, I get a few friends and go on it!‹ And THAT, that is just how it started, because I just used to cook ready meals or frozen chips or burgers and anything like that and now I don't, now it's really changed my life around and changed my kids lives around, because I feed them different. But I'm enjoying what I'm doing, am enjoying it work. I got a brain in there what I didn't think! Heya, it won't work – but it does, you know what I mean, you just ... you have to fight for your interest! [...] I am enjoying it and want to take it further and get a career out of it, and obviously cause I found something which is cooking! [lacht] So Jamie Oliver, hey, watch out!

Wendy könnte als Idealtypus erfolgreichen Empowerments gelten. Man kann ihre Lust an ihrer neu erlangten Handlungsfähigkeit und den Stolz, von ihr zu erzählen, förmlich mit Händen greifen. Eine gegenläufige Argumentation würde betonen, dass Wendy Handlungsvorgaben ›von oben‹ internalisiert und eine den gesellschaftlichen Anforderungen gemäße Selbstführung entwickelt hat. Eine dritte Interpretation würde Wendys Antworten möglicherweise schlicht als ›sozial erwünschte‹ deuten. Ich möchte jedoch hier einen anderen Denkschritt gehen, denn alle drei Interpretationsansätze greifen zu kurz. In den Blick kommt so nicht Wendys Kampf um Respektabilität und Anerkennung vor dem Hintergrund eines dämonisierenden *underclass*-Diskurses, der in aktivierbare ›würdige Arme‹ und passive ›unwürdige Arme‹ scheidet, nicht ihre Hoffnung auf sozialen Aufstieg durch eine In-Wert-Setzung ihrer neuen Fähigkeiten auf einem Arbeitsmarkt, der sie bislang ausgeschlossen hatte, aber auch nicht ihr Bedürfnis nach Selbstveränderung und nach gesellschaftlicher Veränderung, an der sie durch ihr ehrenamtliches Engagement lokal mitwirken möchte. Das Verhältnis ihrer Lust an der Erweiterung ihrer Handlungsfähigkeit zu den Restriktionen, unter denen sie ihr Leben gestaltet, muss ein blinder Fleck bleiben. Um dieses Verhältnis zu verstehen, so hier mein Einsatz, ist es notwendig, sich dem alltäglichen Umgehen mit den Botschaften der Ernährungserziehung in seiner Mehrdimensionalität zu nähern: Erstens als eingebettet in soziale, politische und ökonomische Arrangements (d. h. in Macht- und Ungleichheitsverhältnisse) und deren auch lokale Geschichte; zweitens in Relation zu medialen Repräsentationen, zu sozialpolitischen Diskursen und Programmatiken und ihren Nahelegungen an die Subjekte; und drittens als eine in diesem Kontext vergesellschaftete Form von subjektiver und kollektiver Praxis – jenseits einer Dichotomie von Unterwerfung und Befreiung, doch ohne beide ineinander aufzulösen. Noch einmal anders formuliert: Weder die Praxis der Gesundheitsförderung noch die Theorie

der Public Health kann es sich leisten, jenen »Doppelcharakter« von Prävention und Gesundheitsförderung bloß zu konstatieren oder hinzunehmen, und damit die Frage nach dem Verhältnis von Emanzipation und Herrschaft einfach zu suspendieren. Vielmehr halte ich es für notwendig, den »Charakter des Doppelcharakters« in einer spezifischen historischen Situation und in einer konkreten lokalen Konfiguration, in der Menschen mit praktischen Gesundheitsinterventionen »zu tun haben«, ihnen Bedeutung geben und sie »lebbär« machen, immer wieder neu zu untersuchen. Einige erste Mosaiksteine für ein mehrdimensionales Herangehen, welches sich an der Zielgröße orientiert, jenes Ineinander von freisetzenden und Zwangsmomenten analytisch auseinanderlegen zu wollen, möchte ich im Folgenden – gewissermaßen kaleidoskopisch – skizzieren.

3. Rotherham: Things have changed

Die 252.300-Einwohner-Stadt Rotherham liegt im nordenglischen Yorkshire, umgeben von grünen Wiesen, die nicht mehr erahnen lassen, dass in den Schächten unter ihnen die industrielle Revolution begann. Noch vor 25 Jahren förderten zehntausende Kumpel hier Kohle. 1983 begannen sie den gewaltigsten Streik der jüngeren europäischen Geschichte. Der Bergarbeiter Mark war fünfzehn, als er seinen Vater jeden Morgen vor der Schule zu den Streikposten begleitete. Der Zusammenhalt sei groß gewesen, das Essen knapp, die Menschen freundlich, das Stadtzentrum belebt, die Türen wurden nicht abgeschlossen. Ein ganzes Jahr lang dauerte der Kampf gegen die Zechenprivatisierungen und -schließungen der Regierung Thatcher – und mit ihm wurde weit mehr verloren als zehntausende Arbeitsplätze.

Mark: The biggest change has happened precise after the strike: It split families up. The brother is going back to work, or the brother in law is going back to work, the wife's husband ... and you got people who never talked to each other again.

Die konservativen »Tories« unter Führung Margaret Thatchers hatten in ihrer Regierungszeit den in die Krise geratenen Fordismus mit aller Konsequenz in einen hochtechnologisierten, deregulierten Dienstleistungs- und Finanzkapitalismus transformiert. Der »New Deal«, der Klassenkompromiss des Fordismus, war mit dem Regierungsantritt der Eisernen Lady aufgekündigt. Die Thatcher-Regierung zerschlug die Schwerindustrie, privatisierte auch Bahn und Post, brach die Macht der Gewerkschaften und wollte keine Gesellschaft mehr kennen, nur noch selbstverantwortliche Individuen und Familien. Die umkämpften öko-

nomischen Restrukturierungen unter neoliberalen Vorzeichen, welche die fordistisch-industrielle Produktionsweise ablösten und der mit ihr korrespondierenden Arbeits- und Lebensweise ihre Grundlagen entzogen, haben sich auch tief in die Landschaft eingeschrieben. »Everywhere you look there was steelworks, everywhere«, erzählt Mark bitter. Nach der Niederlage des Streiks wurden im Zuge rasanter De-Industrialisierung fast alle Zechen geschlossen und Stahlhütten abgerissen, die Orte der Produktion umgewidmet in Orte der Konsumtion. Am Stadtrand eröffnete 1990 auf einer Industriebrache eines der größten Einkaufszentren Großbritanniens. Der Innenstadt bleiben Bekleidungs-discounter. Die nahe ferne Vergangenheit ist vor allem anwesend im Abwesenden. Wer mit mir über Rotherham spricht, der spricht darüber, was fehlt: Arbeit, Selbstachtung, parenting skills, cooking skills, Werte, Zukunftsperspektiven. Wer mit mir über Essen spricht, der spricht über die »große Veränderung«:

Lindsay: Things have changed, we've got massive gaps as well socially now, we got very, very affluent people, and very whacked. [...] When we grew up it wasn't like that. I don't know why it's happened ...

Donna: We lost our industry!

Lindsay: Yeah! That's where it started!

Susan: Children just grew up and they went into the mines, they just followed the dad into the mines. So these are the ones that probably not got employment now.

Donna: Girls married them, settled down, had a family, may a part time job at some stage, then all of a sudden, there's probably more women working than are men now.

Lindsay: It has had a massive impact!

Die »große Veränderung« ist nicht nur eine Umwälzung der Produktionsweise im engeren Sinn, sondern auch eine der Geschlechterverhältnisse, der Lebensentwürfe, der lebbareren Subjektivitäten und des einst stark durch die Werte und Organisationen der Arbeiterbewegung geprägten lokalen sozialen Gefüges, die in den Erzählungen an die Erfahrung der Niederlage geknüpft ist.

4. Der Fernsehkoch Jamie Oliver und die »fetten alten Flittchen«

Rotherham ist eine freundliche Stadt: »We're all brought up being neighbourly and friendly«, vergewissern mir und sich selbst meine Interviewpartner/-innen, wohlwissend, dass dies einer ihrer wenigen Trümpfe in einer Stadt der Defizite ist. Rotherham ist eine gewöhnliche Stadt im nordenglischen Vergleich, eher gewöhnlich sind auch die über-

durchschnittlichen Raten an Erwerbslosen, an Menschen mit niedrigem Einkommen, ohne Qualifikation, *on benefits* und vor allem *on the sick*.² Nichtsdestotrotz erlangte Rotherham Berühmtheit: Erst galt die Stadt als Englands »Hauptstadt der Teenagerschwangerschaften«, 2006 schließlich wurde sie in der Presse zur »Hauptstadt des Junkfood« gekürt: Zwei Mütter hatten – so die mediale Darstellung – gegen die Einführung von gesundem Schulessen an einer Schule im Stadtteil Rawmarsh rebelliert. Die Bilder waren um die Welt gegangen: Sie zeigten die beiden dabei, wie sie Kinder durch den Schulzaun hindurch auf Bestellung mit nunmehr geächteten Nahrungsmitteln versorgten. Jamie Oliver, ein nicht nur in Großbritannien bereits zur Popstar-Ikone avancierter Fernsehkoch, hatte im Rahmen seiner Kampagne »Feed me better!« und flankiert von einer TV-Serie landesweit die Menüumstellung initiiert. Die beiden Mütter wurden in der Presse damit zitiert, dass sie den gesundheitsbewussten Londoner Koch mit der lässig-schnoddrigen Attitüde ebenso wenig leiden könnten wie ihre Kinder seine Brokkoligerichte. Und dass sie sich von ihm nicht sagen lassen wollten, was gut für sie und ihre Familien sei.

Eine etwas andere Erzählung indes hörte ich vor Ort: Der vermeintlich subversive Einsatz sei zunächst schlicht und einfach der Tatsache geschuldet gewesen, dass an dieser Schule, wie an anderen, durch die Menüumstellung ein Versorgungschaos entstanden war. Viele Kinder drohten in den knapp bemessenen Unterrichtspausen hungrig zu bleiben. Wendy, deren Tochter aufgrund ihrer sozialen Lage zu kostenlosem Schulessen³ berechtigt ist, beschreibt die Situation an deren Schule in Rotherham so:

Wendy: You don't get a dinner when you only got 35 minutes for your dinner and it's a 10 minutes walk to go and it's 15 minutes queuing. My Tracy haven't got time to eat it I should tell you that! [...] My daughter is on free meals and takes packed lunch! [lacht]

2 Der Gesamtbezirk Rotherham ist nach dem Multiple Deprivation Index 2004 »ranked 63rd most deprived of the 354 English Districts«. Gesundheitliche Deprivation (Rang 42) zählt mit zu den ausschlaggebenden Faktoren, dies hängt u. a. zusammen mit der unterdurchschnittlichen Lebenserwartung und dem hohen Anteil von Bezügen von Incapacity Benefit and Severe Disablement Allowance, welcher in einem innerstädtischen Bezirk gar bei 17,2% liegt. Statistisch ausdifferenziert in 166 geographische Einheiten mit jeweils etwa 1500 Einwohner/-innen, gehören 19 von ihnen zu den »most deprived 10% of all areas in England« und insgesamt 54 zu den »most deprived 20%« (Smith et al. 2005: 6f).

3 Im Oktober 2005 waren 17,3% aller Schüler/-innen in Rotherham zu »free school meals« berechtigt (October 2005, Pupil Level Annual School Census, Rotherham MBC Database).

Dass die Mütter aus Rawmarsh zuvorderst institutionelles Versagen abmilderten, indem sie die Fürsorge für ihre Kinder selbst in die Hand nahmen, ist eine Version, die erst zwei Jahre später als Randnotiz den Weg in die Presse (Hendry 2008) gefunden hat. Doch da hatte die Geschichte von den »Junk Food Mums« längst ein folgenreiches Eigenleben angenommen. Jamie Oliver hatte die Frauen medienwirksam als »fette alte Flittchen« beschimpft und ihnen die Fähigkeit zu Fürsorge abgesprochen. Der Fall war zu einem medialen und politischen Ereignis geworden: Die Boulevard-Zeitung *The Sun* druckte eine Karikatur der Mütter, die beide als ungepflegt, adipös und tätowiert zeichnet, bekleidet mit Leggings und Bikini (Perrie 2006) – obgleich das in der selben Ausgabe abgebildete Foto keine Grundlage zu dieser Darstellung liefert. Landesweit kochte die Diskussion um die Verantwortungslosigkeit einer anachronistisch gewordenen Lebensweise einer unbelehrbaren Arbeiterklasse bzw. *underclass* erneut auf. Mit dem kulturalistisch gewendeten *underclass*-Begriff werden dabei die durch den »jobless growth« in Erwerbslosigkeit oder prekäre Beschäftigung gedrängten Teile der weißen traditionellen Arbeiterschaft bezeichnet, welche eine eigene ›Kultur der Abhängigkeit‹ rund um ›abweichendes Verhalten‹ ausgebildet hätten, faul, unambitioniert und rückständig seien. Zum nationalen Feindbild ersten Ranges, so die feministische Soziologin Bev Skeggs in ihren Medienanalysen, werden dabei solche dämonisierten Frauenfiguren, wie sie in der Karikatur der »Junk Food Mums« auftauchen: vulgär, laut, unbeherrscht, von bedrohlicher Sexualität und Fruchtbarkeit – und natürlich fett. Skeggs greift auf Bourdieus Begriff der symbolischen Gewalt zurück, um zu beschreiben, wie mittels solcher Bilder soziale Ungleichheit in der symbolischen Dimension legitimiert wird und der Effekt einer »normalization of the middle classes and a pathologizing of the working-classes through representations« (Skeggs 1997: 76) gezeitigt wird. Dabei befragt sie die aktuelle Konjunktur solcher Repräsentationen auf ihre politische Funktion: »The excessive, unhealthy, publicly immoral white working-class woman, I argue, epitomizes the zeitgeist of the moment – a crisis in middle-class authority and security, epitomized in the output of TV, concretized in criminal law (...) and a handy figure for the government to deflect its cuts in welfare provision via the identification of a ›social problem‹.« (Skeggs 2005: 968)

Eine mediale Obsession mit Fragen von Klasse und ›abweichendem‹ Ernährungsverhalten schlägt sich in etlichen populären Fernsehformaten nieder, welche die Bilderwelten erschaffen, auf denen der politische Diskurs um die *underclass* aufsetzt. In Doku-Soaps, wie etwa in jener mit dem eindeutigen Titel *You are what you eat*, deklarieren stilsichere

Ernährungsexpertinnen »working class families, especially mothers, as incapable of knowing how to look after themselves and others, as irresponsible« (Skeggs 2005: 967), und bezichtigen sie des Mordes auf Raten an ihren als misshandelt definierten Kindern.

Die hier wirksamen Repräsentationen von Klasse sind dabei nicht nur vergeschlechtlicht, sondern auch territorialisiert: In den Auseinandersetzungen um die »Fritten-Revolt« zeigte sich die alte Konfliktlinie zwischen dem reichen, eher konservativen Süden und dem industriell geprägten Norden ungebrochen wirkmächtig.

Lindsay: A lot of the media were based in London and they do like to look at northerners as flat caps and whippets. They love to, they still like to look down! [...] They have very much stereotyped the northerners.

5. Sprechen über Jamie Oliver

Jamie Oliver verkörpert den Süden, die Metropole und die Idee, dass man es schaffen kann, wenn man nur will: vom Sohn eines Pub-Besitzers zum Multimillionär, allein durch Witz, Talent und Ambition, und übrigens trotz Dyslexie. Jamie hat Spaß, er steht für eine »Moral der Pflicht zum Genuss« (Bourdieu 1982: 575), für eine modernisierte Männlichkeit (Hollows 2003) und für einen kreativen, »verspielten« Umgang mit Nahrung im Rahmen einer Lebensweise, die es den Subjekten in Aussicht stellt und zugleich »bei Strafe des Untergangs« abverlangt, sich selbst beständig neu zu entwerfen. Seine Serien verkaufen »a whole life style through a discourse of accessibility and achievability«, und damit »particular ideals of taste, style, gender, family values and morality« (Mosely 2001: 39).

In meinen Interviews verdichten sich um die Figur Jamie Oliver die Topoi Klasse und Identität. Einige meiner männliche Interviewpartnern werfen die Frage auf, ob Jamie Oliver die Autorität zuerkannt wird, über die Definition guter Ernährung zu richten, und beantworten sie in einer Semantik des »us and them« (vgl. Diedrich 2000), auch wenn dabei stets vage bleibt, wen jenes »us« umfasst – Rotherham, den Norden, die Arbeiterklasse, »die normalen, ehrlichen Leute«:

Liam: I don't like Jamie Oliver. I don't like his attitude. I don't like he's telling people what not to eat. He doesn't help my sister, my nephew, my nice [unverständliche Aufzählung], he doesn't help people like us. If I'd met him in the pub we'd had a row.

Wiederkehrend wird mir Oliver als jemand beschrieben, der nicht »echt«, nicht authentisch sei. Dies irritiert zwar, insofern er schließlich durchaus Entertainer und TV-Star ist, zugleich gewinnt es an Bedeutung, wenn man in Rechnung stellt, dass die Werte Freundlichkeit, Ehrlichkeit und Gradlinigkeit zentral für die Selbstdefinition des »us« sind.

John: Jamie Oliver in particular for some people is a real turn off! You know, because, it's this ... like ALLRIGHT [imitiert Dialekt] and all that kind of thing, you know, that copy kind of Southern. [...] I think some people think to themselves, he's putting it on. He's acting. This is not really who he is.

Meine Interviewpartner/-innen legen eine große Wachsamkeit an den Tag gegenüber der Gefahr, für dumm verkauft und ausgenutzt zu werden. Jamie Olivers Aktivitäten werden skeptisch betrachtet, wo Authentizität und Glaubwürdigkeit vermisst werden. Ihm wird zum Vorwurf gemacht, durch Ruhm und Geld die Bodenhaftung verloren zu haben. Seine ökonomischen Interessen stellen dabei nicht nur seine Integrität, sondern auch die Glaubwürdigkeit seiner Ernährungsbotschaften in Frage. Während ein Teil meiner Interviewpartner/-innen eine Ernährung mit frischen Zutaten durchaus als Widerstandshandlung gegen die Macht der Lebensmittelindustrie begreift und Oliver als prominenter »Vorkämpfer« anerkannt wird, sieht ein anderer Teil gerade diesen Aspekt durch Oliver verraten:

Emily: I got a big thing ... 'cause when he first came out he was very much grassroots [...] It seems to be that he's got bigger, bigger, bigger and he's got Sainsbury's [Supermarktkette, sein Werbepartner] involved ... why you have got a big supermarket involved – something he was dead against from the start?! He's gone from somebody who is quite down to earth, genuine, to somebody who's not?!

Auch Chris sieht in den Kampagnen für gesunde Ernährung eine Marketing-Strategie und hält sie für unglaubwürdig. Zudem benennt er im Interview das, was Bourdieu als symbolische Klassenkämpfe theoretisiert hat – Chris beschreibt »gesundes Essen« ganz explizit als (vergeschlechte) Distinktionspraxis verunsicherter Mittelklassen, die er unmittelbar mit einer Konjunktur eines ökologischen Bewusstseins in Verbindung bringt, das von ihm als doppelbödig wahrgenommen wird:

Chris: It's a class thing! The middle classes don't know who they are anymore, you know, everybody can go to university now, everybody can go abroad, you

know what I mean, with Easy Jet, does this make sense, so this Green Issue came up ... now these women with jeeps drive to the recycle drop-off and are like [Stimme schnellt hoch] »Uh, I re-cy-cle«!

Wendy, die als Ehrenamtliche in Ernährungserziehungsprojekten aktiv geworden ist und mit Food Worker Lindsay für einen städtischen Träger arbeitet, erzählt von einem einschneidenden Erlebnis mit Oliver bei einem Show-Kochen in Rotherhams Stadtzentrum. Sie versuchte dort, ihn anzusprechen, um ihm an ihrem Beispiel die »guten Seiten« Rotherhams zu präsentieren:

Wendy: Because I think we are doing our best us for Rotherham borough, [...] we ARE doing our bit and we're trying to prevent obesity!

Sie berichtet, dass Oliver ihren Kontaktversuch mit Desinteresse quittiert hätte und nicht einmal die städtische Organisation kannte, für welche sie arbeitet. In ihrer wütenden Erzählung darüber verbindet Wendy persönliche Verletztheit mit einer Widerständigkeit gegen sein von ihr nun als anmaßend erlebtes Auftreten als gesundheitsbewusster und sozial engagierter Koch. Dagegen hebt sie mit Stolz ihre eigene Tätigkeit »von unten« als bessere – und das heißt diskursimmanent: als gesündere – hervor:

Wendy: I mean he did some cooking, all right, but he did fried salmon ... he did fried salmon! That's not really healthy! Well, it's too extreme, he cooked things, well, probably I couldn't afford, do you know what I mean. [...] I don't get paid for it, am doing it as a volunteer and am really enjoying what am doing and I just wanted to let him know that, there's people out there in Rotherham, you know, like me and Lindsay, when he said »who are they«. What do you want me to say to him?! And then he wants to show me how to fry salmon! [lacht] He did what we do, on the other cooker, spaghetti and meatballs. We do that anyway! We probably do it healthier than him! Because he uses tinned tomatoes. We don't!

Diese Fragmente müssen jedoch auch kontrastiert werden. Insbesondere einige jüngere Frauen, die alle eine Arbeiterklassenherkunft teilen, beziehen sich mit frappierend ähnlichem oder gar gleichen Vokabular positiv auf Jamie Olivers Kampagnen zu gesunder Ernährung: »He makes people see things«, »He raised my awareness«, »I'd like to be educated«, »I'm a product of them TV-programs!«, »It's good what he does 'cause we don't want to turn out being really fat and obese people!«. Dies vorausgeschickt sprechen sie aber auch über ihre Unsicher-

heiten, bei der Auswahl aus dem Pool des verfügbaren, meist medial vermittelten Ernährungswissens die richtige Wahl zu treffen, und von Schuldgefühlen bei eigenen ›Versagen‹ – z. B. dann, wenn sie wider besseren Wissen nach 19 Uhr essen oder sich selbst oder ihren Kindern zu oft ein ›treat‹ genehmigen würden. Dabei war der Wunsch deutlich, es ›richtig machen‹ zu wollen und auch, sich mir als ›aufgeklärt‹, als respektabel darzustellen. Ihnen schien auch die ›Bürde der Repräsentation‹, ihr Sprechen *für* ihre Stadt und ihre soziale Klasse, durchaus bewusst. In allen Erzählungen blitzte die Konstruktionsleistung von ›healthy eating‹ als tatsächliche Leistung, Arbeit, Mühe auf: Schmecken und Kochen wurde mir stets im Nexus des Noch-zu-Lernenden, des Defizitären beschrieben. »Being educated« and »becoming aware«, sich gerne aufklären lassen, kochen bzw. schmecken erlernen und sich selbst verändern wollen steht dabei im Spannungsfeld eines lustvollen Sich-Ermächtigens und eines mit Schuld behafteten Sich-kontrollieren-lernen-Müssens. Die Narrative dieser Frauen über die Aneignung von als gesund anerkannten Essenspraxen lassen sich als solche über eine Emanzipation aus Unwissenheit und Unmündigkeit interpretieren, aber es ist eine einsame, angstbesetzte, eine alternativlose Emanzipation.

6. Die Ernährungsrevolution

Zwei Jahre nach der »Fritten-Revolte« geriet Rotherham abermals in Jamie Olivers Visier, und damit in das der britischen Öffentlichkeit. Während meiner Feldforschungsphase im Mai 2008 wurde Rotherham zum Drehort von Olivers neuester Doku-Soap »Jamie's Ministry of Food«. Er eröffnete an Rotherhams Hauptplatz ein gleichnamiges Ladenlokal, in dem nach den Dreharbeiten, zunächst städtisch finanziert, Kochkurse angeboten und Rezepte ausgetauscht werden. Durch das Ladenlokal soll die Idee der die Serie flankierenden Kampagne Pass it on! institutionalisiert werden. Pass it on! ist eine Kampagne, die sich das Schneeballprinzip zu eigen macht: Durch eine Weitergabe von Kochkenntnissen im Freundeskreis soll die ganze Stadt von einer Begeisterungswelle für das Kochen erfasst und so von der »Hauptstadt des Junkfood« Großbritanniens in dessen »kulinarische Hauptstadt« transformiert werden. »Revolution«, nennt Oliver das vollmundig.

Rotherhams Regierende versprachen sich Prestige oder wenigstens eine Rehabilitation ihrer Stadt von der Teilnahme an Olivers Projekt, obgleich dessen Intention – ebenso wie eine gesundheitsförderliche Wirksamkeit des Ladenlokals als Komm-Struktur im Stadtzentrum und ohne Zielgruppenbezug – durchaus von vornherein strittig war. Die Prioritätensetzung bei der Mittelvergabe stieß insofern bei den von mir

interviewten Ernährungserzieher/-innen, welche selbst unter anderem Kochkurse anbieten und über Personal- und Ressourcenmangel klagen, auf Missbilligung: »They give all this money to Jamie Oliver, they give it to Jamie! (...) He'll use it ... use it for his own game!«

Mit der Namensgebung Ministry of Food spielt Oliver – man muss hier sagen: unverhohlen – auf die gleichnamige Einrichtung der Kriegs- und Nachkriegsjahre an. Damals regelte das Ministry of Food die Versorgung der Bevölkerung mit Grundnahrungsmitteln und erklärte Frauen, wie sie aus den kargen Rationen eine vollwertige Mahlzeit für ihre Familie zaubern könnten. Auch heute bezeuge Großbritannien wieder eine Ernährungskrise, doch diesmal soll es nach Jamie Oliver ganz ohne den Staat gehen. Wir müssen einfach die Ärmel hochkrepeln und das selbst in die Hand nehmen, so Olivers Credo.

Der Plot der Doku-Soap ist zunächst einfach und sympathisch: Acht Novizen aus Rotherham werden von Jamie in die Kunst des guten Geschmacks eingeweiht und sollen nach ihrer Läuterung die frohe Kunde weiter tragen. In der ersten Folge fährt er mit seinem Range Rover bei einer der Mütter vor, die er zwei Jahre zuvor noch als »fettes Flittchen« beschimpft hatte, und versöhnt sich mit ihr. Sie wird ihm während der Serie als Gewährsperson zur Seite stehen. Deren weiterer Verlauf folgt dem Muster der momentan in Großbritannien boomenden Make Over Shows: In solchen versuchen die Teilnehmenden, unter der Führung von Stilberatern, Fitnesstrainerinnen oder eben Köchen, ihr defizitäres Äußeres, unangemessene Lebensgewohnheiten oder bzw. und unangebrachte Verhaltensweisen »umzuarbeiten« (vgl. McRobbie 2008) – Erweckungserlebnisse inklusive. Hier begegnet nun Jamie der jungen Mutter Natasha, die trotz kärglicher Sozialhilfebezüge ihre Kinder mit Kebab vom örtlichen Takeaway-Shop ernährt, jeden Tag, auf dem Boden, ohne Besteck. Natasha hat Sorgen, Schulden und einen großen Fernseher, kochen hat sie nie gelernt. Jamie zeigt sich erschüttert. Er will Natasha beibringen, Spaghetti mit Fleischklößchen zu kochen. Das werde ihr Leben verändern.

Indes, Jamies Fleischklößchen versprechen mitnichten eine Chance auf sozialen Aufstieg. Sie sind vielmehr ein Angebot, das Natasha nicht ablehnen kann, wenn sie nicht das Stigma der »unwürdigen Armen« tragen will. Und bereits in der zweiten Folge wird Natasha hinter ihrem Haus Gemüse anpflanzen. Eine ähnlich wundersame Transformation durchlebt »Mick the Miner«. Er verkörpert auf klassische Weise das Stereotyp des anachronistisch gewordenen Proleten, der in einer der letzten Kohlezechen Englands schuftet und noch niemals eine Pfanne in der Hand hatte. Von Jamie an den Herd gelockt wiederholt Mick ge-

betsmühlenartig: »That's the biggest thing I've ever done in my life!« Jamie reflektiert: »He's a miner and a bit chauvinistic. If you can turn him within 10, 15 minutes, isn't that wonderful?« Als modernisierter Mann wird Mick eigener Angabe zufolge fürderhin nach seinen Schichten unter Tage für seine Familie kochen und in seiner Freizeit Kochinstruktionen im Rahmen von Olivers Kampagne geben.

Die präsentierten Erfolgsgeschichten von Natasha und Mick bergen zugleich eine Drohung. Denn wo die geforderte individuelle Selbstmobilisierung nicht gelingt oder verweigert wird, lässt sich eine Linie ziehen: zwischen »mündigen Konsumenten« und infantilisierten »Konsumidioten«, zwischen aktivierbaren »würdigen« und passiven »unwürdigen Armen«. Hier lockt eine prekäre Integration, dort klaffen die Tiefen der *underclass*. Vor diesem Hintergrund bekommt Jamie Olivers sympathische Parole »Jeder kann kochen!« eine andere Bedeutung: »Jeder kann« heißt auch: »Jeder könnte, wenn er nur wollte.« Und jeder muss wollen, jeder muss Lernwilligkeit und Flexibilität unter Beweis stellen. Das schließt mit ein, dass eine Frau wie Natasha sich bereit und fähig zeigen muss, ihre Armut individuell zu »managen« und dazu, wie in den Jahren des Mangels, auf Subsistenzwirtschaft im eigenen Garten zurückzugreifen.

In Jamies Welt der Ernährungsrevolution werden Natasha und Mick erschaffen, sich – erfolgreich »umgedreht« – auf die Seite des »guten Geschmacks« zu retten. Doch ihr umgeschulter Arbeiterklassengeschmack wird dennoch defizitär bleiben gegenüber jenem der Mittel- und Oberklassen, der sich mit schlafwandlerischer Sicherheit durch die Welt der Aromen zu bewegen vermag. Die mediale Inszenierung der Abweichung dient hier also zugleich der Konsolidierung einer Norm, und damit eher der Selbstvergewisserung der Fernseh Zuschauer/-innen als der Aufklärung – laut Zielgruppenanalyse von Channel 4 bilden insbesondere besser situierte Frauen das Publikum für Olivers Serie (Acorn 2005).

Die Serie *Ministry of Food* kann, wie andere *Make Over Shows* auch, als Arena symbolischer Klassenkämpfe verstanden werden – hier wird um die Deutungshoheit über zeitgemäße Essgewohnheiten gerungen, mehr noch: um die »breitenwirksame Herausbildung von auf Zeit verallgemeinerbaren Arbeits- und Lebensweisen auf dem Niveau einer historisch-spezifischen Produktionsweise« (Barfuss 2002: 29). Dabei wird die Abweichung, das Unpassende, das Veraltete identifiziert und symbolisch überwunden. Die Teilnehmenden machen sich die Problemdefinition zu Eigen und wetten mit ihren Körpern auf eine Chance auf gesellschaftliche Teilhabe und Anerkennung. *Ministry of Food* steht in einer Reihe solcher *Make Over Shows*, in der die Teilnehmenden sich

»trotz geringer materieller Chancen zu selbstverantwortlichem Handeln im Sinne neoliberaler Anforderungen bringen und mit den bestehenden gesellschaftlichen Hierarchien versöhnen. [...] Eine zentrale politische Funktion [...] ist demnach die Modernisierung der Lebensweise bei gleichzeitiger grundlegender Akzeptanz bestehender Ungleichheitsverhältnisse.« (Niggemann 2009)

Bei der Inszenierung der Transformation von Natasha und Mick geht es auch um das, was in Anschluss an Antonio Gramsci als das Schaffen eines neuen Menschentyps bezeichnet werden kann. Gramsci hatte in seinen Studien über die Durchsetzung der fordistischen Produktionsweise beobachtet, dass »die neuen Arbeitsmethoden untrennbar mit einer bestimmten Weise zusammenhängen, zu leben, zu denken und das Leben zu empfinden: Es lassen sich keine Erfolge in einem der Felder erreichen ohne spürbare Ergebnisse im Anderen« (Gramsci 1991ff Band 9: 2086). Ein Typus, der zu den Arbeitserfordernissen, aber auch mit diesen vermittelbaren Lebensweisen, Konsummustern und leb- baren Subjektpositionen im neoliberalen Kapitalismus passt, »ergibt sich nicht als Reflex auf neue Anforderungen, er wird vielmehr Produkt kultureller Anstrengungen« (F. Haug 1998: 83). Solche kulturellen Anstrengungen finden sich in verstreuten und ungleichzeitigen Praxen, die dennoch gemein haben, ökonomische, gesellschaftliche und kulturelle Transformationsprozesse miteinander zu vermitteln. Dabei müssen auch die erlebten sozialen Widersprüche auf eine Weise ›gehandhabt‹ werden, die verallgemeinerbar ist. Diese Prozesse sollten keineswegs als ein bloßes ›Durchstellen‹ von Anforderungen ›von oben nach unten‹ missverstanden werden, sondern umfassen eine komplexe Dialektik von Begehren und Zwängen: »Weder wird sich eine Produktionsweise verstetigen lassen, ohne dass sie den Subjekten die Aussicht eröffnet auf neue und faszinierende Handlungsmöglichkeiten bei der Gestaltung ihres Lebens; noch werden sich Haltungen, Mentalitäten und Lebensstile verallgemeinern lassen, die sich nicht mit den technischen und organisatorischen Voraussetzungen des Produktionstyps vermitteln lassen, der die Mittel dafür zu erzeugen vermag.« (Barfuss 2002: 19) Dabei entfalten solche Vermittlungsanstrengungen Wirkmacht, indem sie organisierend in die Deutung der Welt eingreifen, ein spezifisches Problembewusstsein definieren und es ihnen gelingt, ein ›vergesellschaftetes‹ Erleben von Welt herstellen (ebd.: 87). Jamie's Ministry of Food arbeitet an einem spezifischen ›vergesellschafteten‹ Erleben von Welt: Die Serie knüpft an Alltagserfahrungen von materieller Ungleichheit und kultureller Ungleichzeitigkeit an und definiert sie über das Paradigma einer »Ernährungskrise«. Dies lässt sich mit Nancy Fraser (1994:

240) auch als eine »Politik der Bedürfnisinterpretation« bezeichnen, welche die Sprache festlegt, in der Probleme beschrieben, Bedürfnisse artikuliert und Ansprüche geltend gemacht werden können. Die Serie zeichnet ein spezifisches Bild von Gesellschaft und identifiziert dabei Probleme, deren Lösungsmöglichkeiten in ihm bereits angelegt sind. In der britischen Tageszeitung *The Guardian* wurde *Ministry of Food* als »eine der gewaltigsten politischen Dokumentationen seit Jahren« bezeichnet. Denn hier werde deutlich, dass es beim Essen »immer noch um Klasse geht« (Lawrence 2008). Und richtig, die soziale Frage wird hier durchaus gestellt. Und doch wird sie gestellt auf eine Art und Weise, die Natashas Erfahrung auf ein bloß individuelles Schicksal reduziert und so nur eine Antwort kennen kann: Eigenverantwortung. So leistet die Serie ihren Beitrag dazu, die Aktivierungsanforderung gesellschaftlich zu popularisieren, ihr Jamies Lächeln zu verleihen, soziale Problemlagen zu individualisieren und über den Übergewichtsdiskurs zu medikalisieren, und dabei den Topos soziale Ungleichheit – im Sinne einer Ungleichverteilung von Lebenschancen und -perspektiven – aus dem kollektiven Gedächtnis zu verbannen. Dass dies gut klappt, zeigt sich beim Blick auf die unzähligen Diskussionen um *Ministry of Food* in Internetforen. Viele lassen dort ihrer Empörung freien Lauf: Sie würden Natasha am liebsten die Kindern wegnehmen. Durch ihre »schiere Faulheit« und den fehlenden Willen, sich selbst zu helfen, hat sie in den Augen der Forum-User jedes soziale Recht verwirkt. Wie sie sich den Fernseher leisten kann, wollen sie wissen. Wie sie wurde, wer sie ist, wird seltener gefragt. Und aus diesem Effekt schöpft die Serie politische Brisanz. Sie trägt so zu einem gesellschaftlichen Klima bei, in dem sich bereits eines Pauschalverdachts erwehren muss, wer aus den ehemaligen Industrieregionen des britischen Nordens kommt, alleinerziehend oder auf Sozialleistungen angewiesen ist.

»I am a lone parent (...) and live in Rotherham, I have provided for my daughter with no hand outs or benefits«, schreibt im *Ministry of Food* Internet-Forum eine Frau namens Charlotte, »I still live on a tight budget with £40 a week left for shopping, I make all my own microwave meals from fresh ingredient, and with the credit crunch hitting even harder, I am now altering the boarders in my back yard (...) to grow my own salad and veg to save on the cost.« »Well done Charlotte«, wird sie im Forum gelobt, »money is really tight for lots of you, but you tighten your belt and do the very best you can.« Charlotte pocht auf ihre Würde und ist stolz auf ihre Unabhängigkeit. Doch ihre Lust an der Selbstermächtigung und die Pflicht zur eigenverantwortlichen Armutsverwaltung, die hier angemahnt wird, liegen dicht beieinander.

Gerade dieses häufig unterbelichtete Spannungsfeld möchte ich abschließend noch einmal ins Zentrum rücken: Das sozialpolitische Paradigma der Eigenverantwortung erlangt Wirkmacht gerade durch die Fähigkeit, Sehnsüchte nach individueller und gesellschaftlicher Veränderung, Begehren nach Handlungsfähigkeit und Selbstermächtigung gemeinsam mit dem evidenten Bedürfnis nach Strategien zur Linderung materieller Notlagen aufzugreifen und in ein gesellschaftliches Projekt zu integrieren, das soziale Widersprüche und Konflikte herrschaftsförmig bearbeitet. Gerade in der Spannung zwischen Wollen und Sollen, dem »Zueinander von Konsens und Zwang, von ›Lebensentwürfen von unten« (...) und herrschaftlichen Anrufungen« (Kaindl 2007: 21) vollzieht sich ein hegemoniales gesellschaftliches Projekt. Als ein solches steht und fällt es damit, ob es ihm »gelingt, die organisierten gesellschaftlichen Kräfte einer Zeit auf ein Bündel verallgemeinerbarer Ziele, Träume und Vorstellungen zu orientieren« – nur auf dieser Basis lassen sich »in der Folge quertreibende Gruppen und Individuen disziplinieren und zur Raison zwingen« (Barfuss 2002: 85).

7. »That wish to be something else«

Die Veränderung von Essens- und Schmeckensgewohnheiten in Rotherham ist ein Prozess *under construction*. Sie ist eine zutiefst intime Erfahrung ›unter der Haut‹, die gleichwohl von ihrer sozialen Bedeutung nicht zu trennen ist. John, ein begeisterter Koch, beschreibt auf meine Frage nach der Entdeckung seiner Lust am Essen, dass er diese nur gegen die (Geschlechter-)Normen seines Klassenmilieus entfalten konnte. Neue Geschmäcker kennen und lieben zu lernen, war in den 80er Jahren ein Aspekt von Johns Ausbruch aus einer im Niedergang begriffenen Bergarbeitersiedlung. Das (autodidaktische) Kochenlernen wird in seiner Lebensgeschichte zum Symbol einer Überwindung von Gleichförmigkeit und Perspektivlosigkeit, schließlich zum Symbol der individuell erfolgreichen Überwindung von Klassenhierarchien, welche in Teilhabe an Bildung und legitimer Kultur mündet. Dass John beim Sprechen über seine soziale Herkunft um Worte ringen muss, deutet dabei jedoch auch an, wie schwierig es sein kann, diese zu benennen:

John: Just because ...I wanted different things to the things that I was supposed to have, you know, and that would never change. That you'd always have the stew and Sunday dinner and that, you know, I wanted something different ... but I have been a little bit different from my, my ahm [lange Pause] from people ... from ... [Pause] my estate ... you know I came from an estate called [X] and lots of people went into the [mines] ... well, lots of people

were unemployed, but ... anyone, most of the people did the things they were supposed to do whereas I, I did different things anyway, you know I was in bands and that kind of thing and then I actually went to university, so there was that wish ... for me to be ... something else if you like ...

Essen, Schmecken und ›sich einen Reim machen‹ auf Botschaften der Ernährungserziehung in der lokalen Figuration Rotherham fand und findet selbstredend nicht in einem gesellschaftlichen Vakuum statt. Vielmehr ist die Frage nach einer als gesund definierten und als genussvoll erlebten Ernährungsweise untrennbar verwoben mit den Auseinandersetzungen um eine Erneuerung der Lebensweise vor dem Horizont der Umbrüche der letzten 25 Jahre, um legitime Kultur und um anerkannte und als begehrenswert empfundene Modi der Subjektivierung – und der Kollektivität – unter den ›negativ individualisierenden‹ (Castel 2000: 401) Bedingungen der postfordistischen, neoliberal regulierten Produktionsweise. In meiner Untersuchung wird deutlich, dass die Botschaften der Ernährungserziehung im Spannungsfeld einer lustvollen und bisweilen kämpferischen Selbstermächtigung – »I got a brain in there!« (Wendy) – und symbolischer Gewalt auftreten, die Lebensweisen unterer Sozial- und Bildungsschichten kulturell entwertet oder gar sanktioniert. Sie werden mit subalternem Stolz zurückgewiesen, wenn sie als Instrumente eines symbolischen Klassenkampfes ›von oben‹ interpretiert werden: So ist ein Internet-Blog auf den Plan getreten, der unter dem provokanten Titel »Jamie go home« die Bürger/-innen Rotherhams an die von sozialem Ungehorsam geprägte Geschichte der Stadt erinnern möchte und gegen Klassendünkel, Entmündigung und verzerrende Repräsentationen in der Ministry of Food-Serie »zu den Waffen« ruft. Doch dem gegenüber steht die Frage danach, unter welchen Bedingungen Subjekte ›wollen, was sie sollen‹, wann und warum sie, wie Wendy oder John, Ernährungsbotschaften aufgreifen und als sinnvolle wahrnehmen, oder besser: sie zu sinnhaften machen. Um weder in die Falle einer dichotomen Konstruktion von Zuschreibungen von Vernunft und Irrationalität, noch von Unterwerfung und Widerständigkeit zu tappen, müssen die situierten Alltagserfahrungen und die aus diesen abgeleiteten subjektiven Relevanzen als gesellschaftlich vermittelte ernst genommen werden. Damit sind sie weder aus der lokalen Geschichte noch aus den übergeordneten sozialpolitischen Diskursen herauszulösen – aber auch nicht auf bloße Effekte reduzierbar.

In diesem Nexus wird auch ›Gesundheit‹ erst bedeutsam und lebbar. Sie kann nicht einfach als gesetzte normative Größe verstanden werden, vielmehr ist auch sie eine sozial situierte und umkämpfte Kategorie. Es

erscheint hilfreich, sich auf Klaus Holzkamps (1983: 350) subjektwissenschaftliches Apriori zu besinnen, dass sich kein Mensch bewusst schaden kann, also ein als schädigend geltendes Verhalten nicht als solches empfindet oder gar als positiv erlebt, oder aber sich unbewusst schadet. Das bedeutet hier nicht mehr und nicht weniger, als dass Wendy und John sich eine neue Ernährungsweise angeeignet haben, weil sie sich ›etwas davon versprechen‹, während etwa Liam und Chris, welche dieselben Ernährungsbotschaften als Angriffe zurückweisen, dies aus demselben Grund tun. Das erscheint banal und ist doch für eine kritische Diskussion der Politik der Ernährungserziehung bedeutsam. Wendy erlebt eine reale Erweiterung ihrer Handlungsfähigkeit durch die Umstellung ihres Ernährungsstils: Sie ist stolz auf ihre gute Fürsorge gegenüber ihren Kindern und auf ihre Selbstsorge, sie empfindet neue Geschmäcker als bereichernd, sie greift in ihrer ehrenamtlichen Arbeit tätig in ihre Um-Welt ein. Doch auch dies ist nur in seiner gesellschaftlichen Verfasstheit zu verstehen. Wenn etwa Wendy über sich und ihre Kinder sagt: »We now even like celery!«, dann möchte sie nicht nur bewusst die These bestätigen, dass eine geschmackliche Umkonditionierung möglich ist. Ihre Erzählung arbeitet auch mit dem Wissen, dass Sellerie-Mögen zu den ›Königdisziplinen‹ des Schmeckens zählt und sie von den ›Konsumidioten‹ abhebt. Die Aneignung von Ernährungsbotschaften in ihrem aktuell zunehmend repressiven sozialpolitischen Kontext lässt sich als durchwirkt von Hoffnung auf sozialen Aufstieg, auf Teilhabe und Respekt interpretieren. Gegenüber der virulenten gesellschaftlichen Abwertung erwerbsloser, alleinerziehender Mütter aus den nördlichen (ehemaligen) Industrieregionen setzen sie das Versprechen einer, gleichwohl höchst prekären, Integration jenseits der als zerrüttet erlebten – und ohnehin Männern und Frauen in unterschiedlicher Weise und in unterschiedlichem Ausmaß zugänglichen – Formen gesellschaftlicher Teilhabe durch als sinnstiftend erlebte Erwerbsarbeit oder durch die ehemals die Alltagskultur strukturierenden Werte und Organisationen der Arbeiterbewegung. Liam und Chris erhoffen sich diese Integration nicht von einer Aneignung der Ernährungsbotschaften, sehen nichts zu gewinnen. Ihre Auflehnung dagegen, ›gesagt zu bekommen, was zu tun ist‹ und eine Verortung in einem, gleichwohl brüchig und vage gewordenen, »us« verspricht ihnen ein momentan größeres Maß an Wohlbefinden als die Verheißung von Gesundheit.

Mit Holzkamp streben Subjekte nach einer Erweiterung der personalen Handlungsfähigkeit, die er als »gesamtgesellschaftlich vermittelte Verfügung über die eigenen Lebensbedingungen« (Holzkamp 1985: 239) fasst. Holzkamp unterscheidet in einem weiteren Schritt »verall-

gemeinerte Handlungsfähigkeit« von »restriktiver«: Letztere richtet sich individuell in gesellschaftlichen Anforderungen auf eine Weise ein, die unmittelbar befriedigt, doch zugleich die eigene Subalternität fortschreibt. Der ›Fall Rotherham‹ zeigt auf eindringliche Weise, dass aktuelle Politiken der Ernährungserziehung der »Doppelstruktur von Aktivierung und Passivierung« unterliegen, d. h. dass der emanzipative Gehalt der Aktivierung konterkariert wird durch die gleichzeitige Passivierung der Subjekte durch ökonomische Zwänge und erneuerte Modi von Normalisierung. In einer Zusammenführung einer Foucaultschen mit einer hegemonietheoretischen Perspektive betonen Adolphs und Karakayali (2009) das Gebot einer Überwindung dieser Doppelstruktur, also die Herausforderung, eine andere Aktivierung zu erreichen – jenseits der fordistischen, über eine Formierung von homogenisierten Kollektivsubjekten und normalisierten Lebensweisen wirkenden, und jenseits der neoliberalen, die auf die ökonomische Aktivierung des Individuums zielt und solidarische Bezugnahmen systematisch untergräbt. Es gelte, »andere Formen der Verkettung und Verbindung zwischen Subjektivität, Flexibilität, neuen Lebensweisen und sozialer Sicherheit zu entwickeln«.

Dabei muss es um nichts weniger gehen als um wirklich »dialogische, partizipatorische Prozesse der Bedürfnisinterpretation« (Fraser 1994: 240) – in Bezug auf Ernährung, auf Gesundheit, aber damit untrennbar verbunden immer auch auf die kollektive Gestaltung eines salutogenen gesellschaftlichen Lebens im Sinne einer tatsächlichen, aktiven Verfügung über die eigenen Lebensbedingungen. Dies birgt schließlich auch die Hoffnung auf eine Demokratisierung des Geschmacks, die nicht von ihrem paradoxen Verhältnis zur Distinktion absorbiert wird (vgl. Hollows: 2003: 241). Wie es gelingen kann, Fragen von ›guter Ernährung‹ in diesem Sinne zu re-artikulieren, bleibt damit eine wichtige und eminent politische offene Frage – für die Praxis der Gesundheitsförderung, für die sie begleitende interdisziplinäre Forschung, für politische Akteure, nicht zuletzt für soziale Bewegungen, in Rotherham ebenso wie in der zunehmend ›vertafelten‹ deutschen Gesellschaft. In der hier skizzierten komplexen Gemengelage von sozialpolitischem Aktivierungsimperativ, dämonisierendem *underclass*-Diskurs und dem Fehlen von befriedigenden Perspektiven zur Lebensgestaltung – auf der Grundlage von gesicherter Existenz, Anerkennung und umfassender gesellschaftlicher Teilhabe – jedenfalls können Ernährungsbotschaften nicht als bloße Träger ernährungsphysiologischer ›Wahrheiten‹ interpretiert werden.

Korrespondenzadresse

Kathrin Ottovay

Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung

Forschungsgruppe Public Health

Reichpietschufer 50

10785 Berlin

Literatur

- Acorn (2005): The smarter consumer classification user guide. <http://www.businessballs.com/freespecialresources/acorn%20demographics%202005.pdf> (Zugriff 20.04.09)
- Adolphs, S; Karakayali, S. (2009): Globale soziale Rechte zwischen sozialen Kämpfen und Hegemonie. In: C. Kaindl (Hg.): Ungleichheit als Projekt. Marburg: BdWi-Verlag (in Druck).
- Aphramor, L. (2005): Is a weight-centred health framework salutogenic? Some thoughts on unhinging certain dietary ideologies. *Social Theory and Health* 3 (4): 315-340.
- Barfuss, T. (2002): Konformität und bizarres Bewusstsein. Zur Verallgemeinerung und Veraltung von Lebensweisen in der Kultur des 20. Jahrhunderts. Hamburg: Argument-Verlag.
- Barlösius, E. (1999): Soziologie des Essens. Eine sozial- und kulturwissenschaftliche Einführung in die Ernährungsforschung. Weinheim/München: Juventa-Verlag.
- Bourdieu, P. (1982): Die feinen Unterschiede. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Bröckling, U. (2002): Das unternehmerische Selbst und seine Geschlechter. *Leviathan* 30 (2): 175-194.
- Bröckling, U. (2003): You are not responsible for being down, but you are responsible for getting up. Über Empowerment. *Leviathan* 31 (3): 323-344.
- Castel, Robert (2000): Die Metamorphosen der sozialen Frage. Eine Chronik der Lohnarbeit. Konstanz: UVK.
- Demirovic, A. (2001): Hegemoniale Projekte und die Rolle der Intellektuellen. *Das Argument* 239: 59-65.
- Diedrich, R.-M. (2000): You cant't beat us! Class, work and masculinity on a council estate in the South Wales coalfield. PhD theses. Hamburg.
- Duttweiler, S. (2008): »Im Gleichgewicht für ein gesundes Leben« – Präventionsstrategien für eine riskante Zukunft. In: H. Schmidt-Semisch; F. Schorb (Hg.): Kreuzzug gegen Fette. Sozialwissenschaftliche Aspekte des gesellschaftlichen Umgangs mit Adipositas. Wiesbaden: VS-Verlag, 125-142.
- Fraser, N. (1994): Widerspenstige Praktiken. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Gramsci, A. (1991ff): Gefängnishefte. Kritische Ausgabe in 10 Bänden. Hrsg. von K. Bochmann; W.F. Haug; P. Jehle. Hamburg: Argument-Verlag.
- Haug, F. (1998): Gramsci und die Produktion des Begehrens. *Psychologie & Gesellschaftskritik* 22 (86/87): 75-91.
- Hendry, S. (2008): Peace in our thyme. *The Sun*, 17.09.2008
- Hollows, J (2003): Oliver's Twist: Leisure, Labour and Domestic Masculinity in the Naked Chef. *International Journal of Cultural Studies* 6 (2): 229.

- Holzcamp, K. (1983): Grundlegung der Psychologie. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
<http://jamieoghome.com/category/a-call-to-arms/> (Zugriff 20.04.09)
<http://www.jamieoliver.com/forum/viewtopic.php?pid=305229> (Zugriff 20.04.09)
- Kaindl, C. (2007): Neoliberalismus: hochtechnologische Produktionsweise und prekarisierte Lebensweise. In: R. Klautke; B. Oehrlein (Hg.): Prekarität – Neoliberalismus – Deregulierung. Beiträge des ›Kritischen Bewegungsdiskurses‹. Hamburg: VSA-Verlag: 18-29.
- Kaindl, C. (2008): Kritische Psychologie im Neoliberalismus. *Journal für Psychologie* 16 (2).
- Kessl, F. (2005): Das wahre Elend? Zur Rede von der ›neuen Unterschicht‹. Widersprüche – Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich. Heft 98.
- Langemeyer, I. (2007): Wo Handlungsfähigkeit ist, ist nicht immer schon Unterwerfung. Fünf Probleme des Gouvernementalitätsansatzes. In: R. Anhorn; F. Bettinger; J. Stehr (Hg.): Foucaults Machtanalytik und Soziale Arbeit. Eine kritische Einführung und Bestandsaufnahme. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: 227-244.
- Lawrence, F. (2008): Britain on a plate. *The Guardian*, 01.10.2008.
- Lessenich, S. (2003): Der Arme in der Aktivgesellschaft – zum sozialen Sinn des ›Förderns und Forderns‹. *WSI Mitteilungen* 4: 214–220.
- McRobbie, A. (2008): Make-over-TV und postfeministische symbolische Gewalt. In: R. Schmidt; V. Woltersdorff (Hg.): Symbolische Gewalt. Herrschaftsanalyse nach Pierre Bourdieu. Konstanz: UVK: 169-192.
- Moseley, R. (2001): ›Real lads do cook ... but some things are still hard to talk about: the gendering of 8-9‹. *European Journal of Cultural Studies* 4 (1): 32-39.
- Niggemann, J. (2009): So wie Du bist, bleibst Du nicht! Alltägliche Kämpfe um eine zeitgenössische Lebensweise. In: C. Kaindl (Hg.): Ungleichheit als Projekt. Marburg: BdWi-Verlag (in Druck).
- Nolte, P. (2003): Das große Fressen. *Die Zeit* Nr. 52, 17.12.2003.
- Perrie, R. (2006): Sinner ladies sell kids junk food. *The Sun*, 16.09.2006.
- Rolff, M. (2007): Die Fritten-Revolution. *Süddeutsche Zeitung*, 20.09.2006.
- Rose, L. (2009): Gesundes Essen. Anmerkungen zu den Schwierigkeiten, einen Trieb gesellschaftlich zu regulieren. In: L. Rose; B. Sturzenhecker (Hg.): ›Erst kommt das Fressen...!‹ Über Essen und Kochen in der Sozialen Arbeit. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: 281-294.
- Schmidt, B. (2008): Eigenverantwortung haben immer die Anderen: Der Verantwortungsdiskurs im Gesundheitswesen. Bern: Verlag Hans Huber.
- Schröder, G. ; Blair, T. (1999): Der Weg nach vorne für Europas Sozialdemokraten – Ein Vorschlag von Gerhard Schröder und Tony Blair vom 8. Juni (Wortlaut). In: Blätter für deutsche und internationale Politik. 7: 887-896.
- Schmidt-Semisch, H.; Schorb, F. (2007): Kreuzzug gegen Fette. Sozialwissenschaftliche Aspekte des gesellschaftlichen Umgangs mit Übergewicht und Adipositas. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Skeggs, B. (1997): Formations of class and gender: becoming respectable. London: Sage Publications.
- Skeggs, B. (2005): The Making of Class and Gender through Visualizing Moral Subject Formation. *Sociology* 39 (5): 965-982.

- Smith, T.; Noble, S.; Clarke, A., Avenell, D. (2005): Study of Deprivation in Rotherham: Full Report. October 2005. Oxford: OCSI.
- Trojan, A. (1995): Zukunftsmodelle der Prävention: »Prädiktive Medizin« versus »Gesundheitsförderung«. In: H. Kaupen-Haas; C. Rothmaler (Hg.): Doppelcharakter der Prävention. Frankfurt a. M: Mabuse: 115-134.
- Urban, H.-J. (2004): Eigenverantwortung und Aktivierung. Stützpfeiler einer neuen Wohlfahrtsarchitektur? WSI Mitteilungen 9: 467-473.
- Wacquant, L. (2008): Auf dem Weg zu einer Sozialpraxologie. Struktur und Logik der Soziologie Pierre Bourdieus. In: P. Bourdieu; L. Wacquant: Reflexive Anthropologie. Frankfurt/M.: Suhrkamp: 17-77.
- Warin, M.; Turner, K.; Moore, V.; Davies, M. (2007): Bodies, mothers and identities: rethinking obesity and the BMI. *Sociology of Health and Illness* 30 (1): 97-111.